

Laudatio auf Dorothea Kübler zum Schader-Preis  
12. November 2020 – Darmstadt

## **Expertin für Entscheidungsverhalten**

Sehr geehrtes Ehepaar Schader,  
sehr geehrte Vertreter von Vorstand, Stiftungsrat und Senat,  
lieber Herr Gemeinhardt,  
sehr verehrte, liebe Frau Professor Kübler,  
liebe Gäste, hier und dort.

Wie Sie, so hatte auch ich gehofft, in diesem Augenblick vor einem größeren in diesem Saal anwesenden Publikum zu stehen, um Sie, Frau Professor Kübler, zu preisen, wie es heute meine Aufgabe ist. Nun tue ich das also vor einer Netzgemeinde und nur in kleinem Kreis vor wenigen Menschen hier im Saal, bei denen es sich um ihrerseits weithin anerkannte und ausgezeichnete WissenschaftlerInnen handelt, die auf demselben oder benachbarten Forschungsfeldern arbeiten wie die Preisträgerin.

Ich gehöre nicht zu dieser wissenschaftlichen Gemeinschaft. Zwar bin ich irgendwann einmal unter anderem auch Soziologin geworden, habe aber wenig Gebrauch davon gemacht. Ich bin Journalistin. Ich bin Autorin, ich schreibe. Ich beschäftige mich mit ästhetischen Fragen, in erster Linie mit Literatur, mit Film. Wenn mit Gesellschaft, dann vor allem mit der amerikanischen.

Warum ich Ihnen das erzähle? Damit Sie wissen, von welcher Position aus ich hier spreche. Von der Position der – im besten Sinne, so hoffe ich – Amateurin, also derjenigen, die sich zum Vergnügen und einzig aus Erkenntnisinteresse mit den Fragen beschäftigt, die Frau Kübler umtreiben. Ich spreche also nicht als ihre Kollegin, sondern als ihr Gegenüber in der Öffentlichkeit. Ich wünsche mir viele Amateure in diesem Sinn im Publikum draußen im Netz.

Die Vermittlung von Wissenschaft und Öffentlichkeit – das ist das Thema, mit dem sich die Schader-Stiftung beschäftigt und das als Überschrift auch über der diesjährigen Preisverleihung steht. Früher war das einmal ein Spezialinteresse. Jedenfalls war in den Publikumsmedien, in Talkshows oder in den täglichen Nachrichtensendungen keineswegs regelmäßig davon zu hören. Zu lesen wohl, immerhin in seriösen Tages- oder Wochenzeitungen auf den Wissenschaftsseiten, die es vermehrt seit der Entschlüsselung des Humangenoms vor zwanzig Jahren gibt. Ein Spezialinteresse, wie gesagt, immer noch und für lange Zeit, das erst langsam seine Kreise zog. Und dann plötzlich sehr schnell.

Heute sprechen wir, wenn es ernst wird, fast ununterbrochen in der Öffentlichkeit von Wissenschaft, und die Bemühungen der Vermittlung sind gegenseitig.

Es ist natürlich das Corona-Virus und seine weltweite Verbreitung, das diesem Interesse an Wissenschaft und der Ubiquität von Wissenschaft in der Öffentlichkeit zugrunde liegt. Vielleicht ist der Umstand, dass viel mehr Menschen denn je auf WissenschaftlerInnen hören und sich für ihre Methoden zu interessieren beginnen, der einzige positive Nebeneffekt dieser globalen Katastrophe.

Frau Professor Kübler, die heute hier geehrt wird, vertritt eine Fachrichtung, von der – so ergab eine spontane nicht repräsentative Umfrage in meinen Kreisen – nicht so viele Menschen Kenntnis haben. Nicht nur keine Kenntnisse in diesem Bereich, sondern noch nicht einmal Kenntnis über die Tatsache seiner Existenz. Professor Kübler ist, wie wir alle wissen, Verhaltensökonomin. Man kann sich besser vorstellen, was das ist (und so habe ich das meinen unwissenden Kreisen erklärt), wenn man sie eine Expertin für Entscheidungsverhalten nennt. Und damit wird unmittelbar greifbar, warum das, was Dorothea Kübler erforscht, in der augenblicklichen Lage ganz besonders gebraucht wird.

Wovon hängen Entscheidungen ab? Lassen sie sich steuern? Wodurch? Sind sie gerecht? Finden sie in einem Rahmen statt, der für Gleichheit der Betroffenen sorgt? Dafür, dass sie sozusagen gemeinsam und nebeneinander am Start stehen? Gibt es Abwägungen, ob dem einen oder der anderen doch ein Vorsprung zu gewähren sei? Was sind die Kriterien für eine Entscheidung und inwieweit sorgen sie für Gerechtigkeit? Was bedeutet der Generationenvertrag nicht nur in der Corona-Krise, sondern auch angesichts der Klimakatastrophe? Das alles sind Fragen, die inzwischen nicht mehr nur in Seminaren, sondern in ihrer Konsequenz in den heute-Nachrichten verhandelt werden. Umso wichtiger ist es, mit denen zu sprechen und die zu Wort kommen zu lassen, die möglicherweise eine Antwort kennen. Wie zum Beispiel Dorothea Kübler.

Ich komme darauf zurück. Erlauben Sie mir zunächst einige Sätze zur Vita der Preisträgerin. Denn Frau Kübler hat nicht nur einen Posten, sondern mehrere. Sie ist Professorin an der Technischen Universität Berlin. Sie ist Direktorin der Abteilung „Verhalten auf Märkten“ am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Sie ist die erste Diversitätsbeauftragte des Vereins für Socialpolitik. Sie ist, was in angelsächsischen Ländern eine „public intellectual“ heißt – das bedeutet, wenn es ein Problem gibt, will man wissen, was sie davon hält.

Außerdem – das ist nun kein Posten, sondern eine Rolle – ist sie Vorbild. Vorbild nicht nur für andere WissenschaftlerInnen, sondern für Mädchen und Frauen, die sich für Ökonomie interessieren, ein Fach, das immer noch männlich dominiert ist. Frau und Wirtschaft, das war ja lange, wenn es nicht ums Haushaltsgeld ging, eine fast unmögliche Verbindung. Doch auch Dorothea Kübler hatte einst ein Vorbild. Es war, so hat sie einmal erzählt, Rosa Luxemburg. Das ist ein Detail in ihrem Lebenslauf, das mir besonders gut gefällt, vielleicht, weil es mir früher einmal ähnlich ging.

Längst ist Ökonomin kein Oxymoron mehr. Aber selbstverständlich ist eine Karriere wie die von Frau Kübler immer noch nicht. Inzwischen sind von den Studierenden des Fachs zwar 35 Prozent weiblich. Bei den Professoren aber sind es nur noch 15 Prozent. Wo sind die anderen 20 Prozent geblieben? Sie sind durch ein Raster gefallen, für das Dorothea Kübler den Begriff der „impliziten Diskriminierung“ geprägt hat. Dieser Begriff benennt die Benachteiligung weiblicher Job-Bewerber bei gleicher Qualifikation. Und diese implizite Diskriminierung ist eine Folge der Stereotypen in den Köpfen, und zwar nicht nur in den Köpfen von Männern, die sich ganz selbstverständlich, wenn sie „Wirtschaftsprofessor“ hören, einen Mann vorstellen.

Frau Wirtschaftsprofessor Kübler hat einmal in einem Interview erzählt, wie sie selbst, obwohl sie aus einer Professorenfamilie stammt, als junge Frau das

Gefühl hatte, es sei eher unwahrscheinlich, dass auch sie einmal Professorin würde. Dann ging sie nach Berkeley, später nach Harvard, und als sie zurückkam, erkannte sie, die Männer hier sind gar nicht besser als sie. Das hat sie so natürlich nicht gesagt in diesem Interview. Aber sie wurde Professorin. Bekam einen Lehrstuhl. Und sie hat den Studentinnen und jungen Forscherinnen in ihrem Fach zugerufen: „Nicht aufgeben. Dranbleiben.“ Und ich bin mir sicher, liebe Frau Kübler, Sie haben viele junge Ökonominen großzügig unterstützt und ihre Karrieren befördert.

Zurück zur Forschung der Preisträgerin. Worum geht es da? Es geht darum, wie knappe Güter gerecht zu verteilen sind – und das heißt: ohne Geld (denn mit Geld stellt sich die Frage nach gerechter Verteilung nicht). Knappe Güter: das sind Plätze in guten Schulen; Studienplätze in begehrten Fächern; gute Jobs. Das sind aber auch, zum Beispiel – Spenderorgane. Und im Augenblick besonders brennend: Corona-Tests. Covid-19-Impfstoffe, Impfdosen.

Es geht also in Dorothea Küblers Forschung um einige der wichtigsten Fragen unserer Zeit: um Gleichberechtigung in der Erziehung, um gleiche Chancen in der Berufsausübung, um gleiche Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten, wenn die Gesundheit infrage steht. Dabei ist das Problem, das Frau Kübler zu lösen sucht, in all diesen Bereichen erst einmal dasselbe: Wie kann ein Mechanismus erzeugt werden, der eine „sichere“, das heißt: eine gerechte Zuteilung der jeweils knappen Ressource garantiert? Garantiert, dass die am besten geeignete Bewerberin den Job bekommt, die bedürftigste Kranke die Spenderniere, der gefährdetste Patient die Impfdosis? Und wie muss dieser Mechanismus beschaffen sein, um zu verhindern, dass sich strategisches Verhalten auszahlt? Das heißt, nach welchen Parametern muss ein Markt organisiert sein, der nicht über Geld oder Austausch funktioniert, und dessen Ziel nicht Mehrwert und Profit, sondern Gerechtigkeit ist?

Die Methoden, die im Fach von Dorothea Kübler Anwendung finden, stammen oft aus der Spieltheorie. Sie sind geeignet, auch Fragen nach den sozialen beziehungsweise moralischen Standards zu beantworten, die unser Verhalten auf Märkten beeinflussen. Die Bildungsentscheidungen zugrunde liegen. Oder auch der Diskriminierung.

Nun teilt nicht die Wissenschaft, und nicht einmal herausragende Wissenschaftlerinnen wie Dorothea Kübler, die raren Güter zu, mit deren Verteilung sie sich beschäftigen – weder einen Studienplatz noch eine Dosis Impfstoff oder eine Niere –, sondern verwaltungstechnische oder politische Institutionen. Welche sind das, und wie organisieren sie diese Zuteilung? Behandeln sie die Beteiligten an dem Marktgeschehen gleich, wer kann darüber urteilen, und wie stellt sich gesellschaftlicher Konsens darüber her, dass es mit rechten Dingen, also gerecht zugeht?

Frau Kübler und ihre ForschungskollegInnen können das beurteilen und also ist die Frage: Werden die Clearingstellen, die sie vorschlagen, auch eingerichtet? Lassen sich die Institutionen beraten? Umgekehrt formuliert: Gelingt es der Wissenschaft, ihre Forschungen, Theorien und Überlegungen in die Gesellschaft hineinzutragen, um jenen gesellschaftlichen Diskurs in Gang zu bringen und zu befeuern, der politische Entscheidungen untermauert, wenn sie es wert sind – etwa einen vorübergehenden Shutdown? Wenn man sich Radiogespräche anhört,

an denen Professor Kübler in den vergangenen Wochen und Monaten beteiligt war, muss man sagen: das funktioniert in Deutschland zumindest ziemlich gut.

Ein Artikel, den Frau Kübler mit einigen KollegInnen veröffentlicht hat, trägt die Überschrift „Clean up your own mess“. Es geht darum, wer am Ende die Zeche bezahlt, und zwar bei unserem verschwenderischen Umgang mit den Umweltressourcen. Vor allem beim CO<sub>2</sub>-Ausstoß. Wie können Verursacher von Luftverschmutzung dazu gebracht werden, hinter sich sauberzumachen sozusagen? Besteuerung, oder doch lieber Emissionshandel (wenn wir nicht von Verboten sprechen wollen)? Welche Rolle spielen bei der Frage, ob die eine oder andere Vorgabe akzeptiert wird, moralische oder ethische Standards?

Die Versuchsanordnung, die in diesem Papier beschrieben wird, ist zu komplex, um sie hier im Einzelnen zu wiederholen. Lassen Sie mich nur so viel sagen: Sie arbeitet mit einem Belohnungssystem in Gruppen von zwei Teilnehmern, von denen einer mit Kichererbsen wirft, und zwar in Richtung einer Schüssel, vorzugsweise in diese Schüssel hinein. Das ist der erste Teil. Im zweiten geht es darum, was der Titel verspricht: Wer räumt auf? Zeigt der, der danebengeworfen hat, Verantwortung für seine Handlungen und holt den Besen? Auch wenn es profitabler wäre, der Partner in der Gruppe würde das übernehmen? Ich verrate hier nicht, wie die Sache ausgegangen ist. Aber es ist erstaunlich.

Ich habe in Vorbereitung dieser Lobrede eine Menge gelernt. Etwa über die Funktionsweise von Institutionen wie die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen oder über jene, die international die Verteilung von Spendernieren regeln, um Gerechtigkeit auf einem Feld herzustellen, auf dem es ungerecht zugeht, weil Krankheit und Gesundheit ungerecht verteilt sind und der Zugang zu Bildungsmöglichkeiten auch. Ich habe erfahren, dass Clearingstellen nach einem Algorithmus funktionieren, der, so vermute ich, auch bei der Verteilung von Intensivbetten oder Impfstoffdosen zur Anwendung kommen kann, möglicherweise auch bei der fürchterlichen Frage der Triage.

Kurz, die Beschäftigung mit den Forschungen von Dorothea Kübler haben mir mit Dringlichkeit und auch Dramatik noch einmal bewusst gemacht, was auf dem Spiel steht, wenn die gerechte Verteilung knapper Güter auf Gebieten wie Umwelt, Bildung und Gesundheit wissenschaftlich und methodisch *nicht* beachtet würden. Und sie haben meinen Respekt und meine Hochachtung vor der Wissenschaft allgemein und der von Frau Professor Kübler im Besonderen gestärkt.

Für die Öffentlichkeit in Bezug auf die Wissenschaft gilt: „Erst einmal sollte man vertrauen.“ Das ist ein Zitat von Dorothea Kübler und das ist mein Schlusswort. Ich danke Ihnen.